

NICOLAS PETHES

PHILOLOGIE IN DEN ZEITEN DER CHOLERA:
VOM ANTIFRAGILEN GLÜCK DER SYSTEMIRRELEVANZ

Zum WS 20/21 habe ich das Thema meines Oberseminars, das sich ursprünglich mit irgendwelchen abstrakten literaturtheoretischen Fragestellungen befassen sollte, kurzentschlossen umgewidmet und auf den Titel »Ansteckung und Impfung: Biopolitik, Wirkungsästhetik und kulturelle Kommunikation« getauft. Aktueller ging's kaum, und wir haben ein ganzes Semester lang anhand von Cornelia Zumbuschs großartigem Buch über die *Immunität der Klassik*, historischen Epidemieberichten von Swift und Heine, literarischen Szenarien von Pest und Cholera (bzw. Polio) bei Kleist, Stifter, (Thomas) Mann, Camus und (Philip) Roth sowie den vielfältigen medientechnologischen und rezeptionspsychologischen Viren- und Übertragungsmetaphern über die Wechselbeziehungen von medizinischem Wissen, wirkungsästhetischen Konzepten und die allfälligen Interferenzen von Gerüchtekommunikation diskutiert. Noch nie in meinen über 20 Jahren akademischer Lehre habe ich so positive Rückmeldungen zur Relevanz meines Unterrichts erhalten – und der einzige Grund, der mich daran hinderte, ihm gar den Ehrentitel der Systemrelevanz zu verleihen, war ein eigentümliches Unbehagen, das mich angesichts der umstandslosen Adaptierbarkeit all der faktualen und fiktionalen Beschreibungen von gehäuften Todesfällen, leichtsinnigem Sozialverhalten und gespenstischen Verschwörungstheorien auf unsere ganz unmittelbare Gegenwart beschlich. Dieses Unbehagen rührte nicht nur daher, dass unsere auf Foucaults Analysen zur modernen Biopolitik und Gouvernementalität gründenden Seminar Diskussionen immer wieder bei Argumenten anlangten, die für die historischen Konstellationen unbedingt gültig schienen, im von den Studierenden immer wieder eingebrachten Übertrag auf die Covid 19-Pandemie aber eher wie das Manifest einer Querdenker-Demonstration klangen. Ob das nun gegen Foucault, QAnon oder mein Seminarskonzept spricht, muss ich noch überlegen – was mir in jedem Fall deutlich wurde ist, dass das Problem der Frage oder gar Forderung nach einer aktuellen Relevanz der Literaturwissenschaft nicht darin besteht, dass diese Relevanz so schwer zu begründen ist, sondern vielmehr darin, dass man sie anhand der endlosen Themen- und Motivpalette fiktionaler Texte eigentlich ohne jeden

Aufwand und nahezu beliebig behaupten kann – gerade dann aber feststellen muss, dass zwar die Relevanz gesichert worden, aber die Literatur verloren gegangen ist.

Um einer solchen Verrechenbarkeit der Literatur bzw. ihrer akademischen Analyse entgegenzutreten, macht Lars Koch den Vorschlag, Literatur- als Disruptionswissenschaft zu verstehen. Das scheint mir angesichts der skizzierten Erfahrung unbedingt plausibel, zumal die Wahl des Begriffs der Disruption vermeidet, dass man schlicht auf die Topoi (oder Utopien) eines gesellschaftspolitisch subversiven Potentials literarischer Texte zurückfällt. Hierzu wird man das Verständnis der Disruption aber tatsächlich zuspitzen und es noch auf den Anspruch einer Relevanz der Literaturwissenschaft selbst ausweiten müssen. Denn tatsächlich scheinen mir der Relevanzbegriff bzw. die mit ihm verbundene Erwartungshaltung – die zugleich mit einer massiven Umgestaltung der institutionellen Rahmenbedingungen des Literaturunterrichts einhergeht – gerade durch das Versprechen, die Zukunft unseres Fachs zu garantieren, sein eigentliches Potential zu zerstören. Dieses Potential besteht darin, bei der Arbeit mit Texten gerade nicht die ›Schlüsselkompetenz‹ zu erlernen, sie angemessen zu verstehen und dieses Verständnis richtig (sowie mit aktueller Relevanz) ›anzuwenden‹, sondern vielmehr, dem eigenen Textverständnis zu misstrauen und den Gewinn einer Auseinandersetzung mit Texten darin zu sehen, dass sie lösungsorientierten Ansprüchen auf Anwendbarkeit gegenüber erratisch bleibt.

Das mag nun nicht weniger utopisch oder romantisch klingen als die Hoffnung auf Subversion. Und es hat den Nachteil – ähnlich, wie im Fall meiner unfreiwilligen argumentativen Allianz mit den Querdenker-Protesten –, dass man sich innerhalb aktueller literaturtheoretischer Debatten auf einer unliebsamen Seite wiederfindet. Denn der Vorwurf, die Literaturwissenschaft begegne ihrer Relevanzkrise dadurch, dass sie anhand einer entsprechenden Lektüre ihres historischen Quellenmaterials ihre Zuständigkeit für aktuelle gesellschaftlich Themen behaupte, ist seit fast einem halben Jahrhundert virulent – schon Paul de Man verfasst seinen Aufsatz *The Resistance to Theory* als Einspruch gegen die Behauptung, Literaturunterricht schule das ethische Urteilsvermögen von Studierenden, und zuletzt hat sich die Bewegung des *New Formalism* gegen eine solche moralische Vereinnahmung von Literatur gewandt – auch und gerade mit Blick auf ›politisch korrekte‹ Lektüren literarischer Texte im Kontext von *cultural, gender* oder *postcolonial studies*. Solche inhaltistischen Adaptionen von Sprachkunstwerken blendeten bei aller gut gemeinten Intention deren eigentliches Differenzkriterium, die ästhetische Form, aus, und nur die Beschäftigung mit letzterer stelle eine Auseinandersetzung mit Literatur im starken Sinne dar.

Das klingt ästhetizistisch-konservativ, wenn nicht gar elitär-altbacken, und tatsächlich ist der *New Formalism* keineswegs so neu, wie er sich nennt. Schon Walter Benjamin unterscheidet in seinem Aufsatz zu den *Wahlverwandtschaften* zwischen »Sachgehalt« und »Wahrheitsgehalt« von Literatur und argumentiert, dass letzterer im Fall von Goethes Roman nur dann ans Licht trete, wenn man ihn nicht als Text über Ehe und Moral lese. Zu dieser Tradition formästhetischer Ansätze gehört aber auch ihre – angesichts des fundamental autonomieästhetischen Anspruchs überraschende – Allianz mit literaturpädagogischen (um nicht zu sagen: didaktischen) Programmen, und aus eben dieser Allianz bezog der Literaturunterricht an Schulen und Universitäten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ja auch seine gesellschaftliche »Relevanz« – eine Relevanz des Irrelevanten, wie sie aus dem kantischen Verständnis des Kunstschönen als »Zweckmäßigkeit ohne Zweck« folgt.

Die Rede ist natürlich vom Konzept der »Bildung« im Anschluss an Schiller und Humboldt, das im Unterschied zum späteren Gegenbegriff der »Ausbildung« gerade keinen ziel- und zweckgerichteten Erwerb spezifischer Kenntnisse meinte, sondern einen autonomen Prozess der Auseinandersetzung mit autonomen Formen, denen keine instrumentelle Funktion zukommt, auch wenn sie »zweckmäßig« eingerichtet scheinen – also dasjenige, was bei Schiller »Spiel« und bei den Frühromantikern »Reflexion« heißt. Dieses Absehen von allen anwendbaren Inhalten im Prozess der Selbstreflexion, so die Überzeugung des neuhumanistischen Bildungsprogramms, sei am unmittelbarsten bei der Beschäftigung mit Literatur zu erreichen, insofern diese als Resultat eines freien Spiels der Einbildungskraft im Fall ihrer Lektüre und Interpretation dasselbe Spiel beim Rezipienten freisetze und auf diese Weise zu dessen Bildung beitrage.

Ich erinnere an dieses Modell hier nicht im Sinne eines Aufrufs zur Rückkehr zu den philologischen Idealen vergangener Jahrhunderte. Es geht mir vielmehr um die Beobachtung, dass die Verabschiedung dieses Bildungsideals in Gestalt von Bologna-Reform, achtjährigem Gymnasium und berufsqualifizierenden Modulen auf dem Versuch beruht, die Relevanz von Literaturforschung und Literaturunterricht durch deren Kopplung an gesellschaftliche Problemfelder und ihre konsensuelle Deutung sicherzustellen. Denn die Verkürzung der Schulzeit, die Modularisierung und Spezialisierung von Studiengängen sowie die Modernisierung didaktischer Methoden waren allesamt dem Credo verpflichtet, dass das Bildungswesen an die im Wandel befindlichen Anforderungen des Arbeitsmarktes bzw. der gesellschaftlich dominierenden medialen Kommunikationsformen anzupassen sei, wolle es nicht hoffnungslos in Rückstand geraten und unzeitgemäß – also vollkommen irrelevant – werden. Das führte zur allfälligen Ausrichtung von Hochschulkurrikula auf möglichst zweckmäßige »Schlüsselkom-

petenzen«, zur ›Generation Praktikum« und ihren formvollendeten Lebensläufen lange vor Abschluss des dritten Lebensjahrzehnts – sowie vor allem zu einer Aufwertung der Rolle von Bildschirmmedien schon vor dem durch Corona erzwungenen Distanzunterricht bzw. Zoom-Boom des Tagungsbetriebs.

Mir scheint aus diesem Grund – ähnlich wie Heiko Christians in seinem Buch *Wilhelm Meisters Erben. Deutsche Bildungsidee und globale Digitalisierung* aus dem vergangenen Jahr – die Institutionalisierung der *Digital Humanities* im zurückliegenden Jahrzehnt besonders signifikant für diesen neuen Diskurs über die Relevanz der Literaturwissenschaften zu sein, leisten sie doch einem methodischen Umgang mit Literatur Vorschub, der auf vollständige Erfassung und Auswertung textueller Daten setzt, die unabhängig von der reflexiven Durchdringung durch ihre NutzerInnen (und deren widerstreitenden Lesarten und Deutungen) objektive Geltung beanspruchen können. Damit geht die Hoffnung einher, dass die Geisteswissenschaften ein gutes Jahrhundert nach Dilthey die Rolle rückwärts schaffen und auf epistemologische Augenhöhe mit den empirischen Wissenschaften (bzw. den MINT-Fächern) kommen können.

Auch in diesem Punkt bin ich keineswegs an einer Fundamentalkritik der DH interessiert, die fraglos ihren Platz innerhalb der akademischen Landschaft einnehmen sollten und ein durchaus innovatives Segment der Literaturwissenschaft sein können. Es geht mir lediglich darum, dass der – durch die Zuteilung von Professuren und die Verteilung von Forschungsmitteln ihrerseits objektiv messbare – Trend zur Digitalisierung im Forschungs- und Lehrbetrieb symptomatisch für das übergeordnete Relevanzdilemma des Fachs ist: Das methodologische Versprechen, auch in den Literaturwissenschaften mit empirischen Daten und belastbaren Statistiken arbeiten zu können, suggeriert eine unmittelbare Beziehbarkeit des in den Literaturwissenschaften Erforschten und Gelehrten auf konkrete Anwendungsbereiche. Unterstützt wird dies durch die immer weiter fortschreitende Verschiebung des Fokus von Forschung und Lehre von den inhaltlichen Fragestellungen an Literaturgeschichte und Literaturtheorie auf Vermittlungsebenen, auf denen die Auswertung und Strukturierung des historischen Materials angeblich besser bewerkstelligt werden könne als durch immanente Formanalysen oder Interpretationen – und damit meine ich gerade nicht nur die konkreten makroanalytischen Korpusauswertungen der DH, sondern die gewissermaßen mikrophysikalische Ausbreitung solcher Meta-Strukturen im Alltag von Schule und Universität, also zum Beispiel die Zunahme von Evaluationen und Akkreditierungen für alle Stufen der Ausbildung, die Inflation von Gutachten in Bewerbungs-, Antrags- und Qualifikationsprozessen, das Angebot für Schulungen zum Einsatz digitaler Medien im Unterricht und, damit zusammenhängend, die generelle Aufwertung der Fachdidaktik auf Kosten der

Vermittlung fachwissenschaftlicher Inhalte in der LehrerInnenausbildung, mit der wiederum die Zunahme von Einführungsliteratur und die Inflation sogenannter Lektürehilfen einhergehen, so dass inzwischen selbst die basale Primärtextlektüre innerhalb des Literaturunterrichts auf eine Vermittlungsebene verschoben wird, deren Gipfel mit der (im Vergleich zu den Lektürehilfen allerdings ungleich originelleren) Nachstellung der Handlung kanonischer Texte durch Playmobil-Figuren auf Youtube gewiss noch nicht erreicht ist.

Mit diesen und weiteren Maßnahmen geht regelmäßig das Versprechen einher, die Sachebene der Auseinandersetzung mit literaturwissenschaftlichen Fachinhalten besser strukturieren, die fraglichen Inhalte leichter, schneller und egalitärer zugänglich machen und all diese Fortschritte am Ende sogar noch durch empirische Daten vergleichend belegen zu können. Nur auf diese Weise, so das zugehörige (und wiederum institutionell durchaus budgetrelevante) Narrativ, könnten die Literaturwissenschaften innerhalb der inneruniversitären Verteilungskämpfe gegenüber den MINT-Fächern konkurrenzfähig sowie gesellschaftlich relevant bleiben. Tatsächlich aber, so ist zu befürchten, werden sich diese Vermittlungsebenen schon allein aus zeitökonomischen Gründen Schritt für Schritt an die Stelle der angeblich vermittelten Gegenstände schieben und selbst zum Inhalt von Forschung und Lehre werden.

Wie im Fall der Adaption literarischer Texte auf gesellschaftspolitische Fragestellungen wäre auch hier die Relevanz der Literaturwissenschaft um den Preis einer Beschäftigung mit der Literatur selbst gesichert. Und vielleicht ist daher auch eben diese Sehnsucht nach ›Sicherheit‹ die eigentliche Totengräberin der reflexiven Spiel- und Freiräume der *Analog Humanities*: Im Anschluss an den Wirtschaftsphilosophen Nassim Nicholas Taleb könnte man deren Potential in ihrem Bekenntnis zu »Antifragilität« sehen, also der Einsicht, dass biologische wie kulturelle Systeme sich nicht aufgrund von Bemühungen, sie zu stabilisieren, zu kontrollieren und zu steuern produktiv entwickeln, sondern indem man sie Irritationen aussetzt und Flüchtigkeit und Zufälle, vielleicht sogar statistisch nicht verifizierbare Deutungen oder andere erratische Lektüren, zulässt.

Gut denkbar, dass eine so verstandene Relevanz des Literaturunterrichts in den nächsten Jahren schlicht darin bestehen wird, Lernenden den Umgang mit nicht-bildschirmförmigen (aber deswegen nicht minder technologischen) Textmedien zu vermitteln, also das Lesen und Blättern, Suchen und Finden in Büchern. Gerade weil die digitalen Medien die Aufgabe der Speicherung, Vermittlung und Abrufbarkeit von Wissen so viel umfassender, schneller und effizienter erfüllen als das Medium Buch dies je vermocht hätte, kann das Buch ›frei‹ werden für Nutzungspraktiken, die zweckfrei und ›antifragil‹ mit materiellen Erscheinungsformen spielen – und diese Praxis einer materiellen Formreflexion im

besten Fall auch für den Umgang mit den ihrerseits ja nicht ausschließlich für die fragile Sicherung relevanter Daten geeigneten Digitalmedien einüben.

Es geht dabei aber nicht um eine nostalgische oder gar renitente Medien- und Kulturkritik, sondern genau umgekehrt um das Potential, analoge wie digitale Medien- und Kulturtechniken jenseits ihrer instrumentellen Funktions- und gesellschaftlichen Relevanzzuschreibungen wahrzunehmen und gerade darin das spezifische Disruptionspotential von Literaturforschung und Literaturunterricht zu sehen. Der immer umständliche Umweg der Lektüre mit ihrer mitunter lästigen Ineffizienz und Opazität ist eine medial implementierte Praxis des Zauderns auch und gerade gegenüber der Anforderung (und mitunter auch dem verführerischen Angebot), fachspezifische Relevanzprofile zu erstellen bzw. Seminarthemen auf gesellschaftliche Problemlagen zu beziehen. Das heißt nicht, dass all diese Bezüge grundsätzlich falsch oder den Texten unangemessen wären – sondern nur, dass neben diesen Tendenzen an die disruptiven Effekte intransitiven Lesens sowie an die mit diesen einhergehende Lizenz, den einen oder anderen technologischen, methodischen oder didaktischen Trend unversehens zu versäumen, wenn nicht als Relevanz, so doch als Qualität der Literaturwissenschaft zu erinnern bleibt.